Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 22

Artikel: Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor: Poltzer, Andreas

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638146

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copiryght by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Der skeptische Zug in der Miene des Franzosen verstärkte sich. „Ihr Feingefühl in allen Ehren, Herr Weindal! Aber wozu hatten Sie es nötig, den Schuß selbst abzuleugnen?"

„Weil es den Leuten zumindest recht merkwürdig erschienen wäre, hätte ich, ohne die Tür zu öffnen, erklärt, ein Schuß sei aus meiner Pistole versehentlich losgegangen ..."

Der Kommissar schwieg einen Augenblick. „Haben Sie Herrn Lawrence nie gedroht?" fragte er dann.

„Ich wüßte nicht warum ich es getan haben sollte."

„Also nein?"

„Nein, bestimmt nicht!"

Der Kommissar wandte sich an den Kapitän. „Bitte lassen Sie mal die Stewardeß kommen!"

Der Ire klingelte. Während man auf das Erscheinen der Mrs. Wilson wartete, zerbrach ich mir den Kopf, was die Stewardeß wohl gegen mich aussagen könnte. Ich hatte die Frau bis jetzt kaum gesehen und weder Lawrence noch Milica in ihrer Gegenwart jemals gesprochen.

Die Stewardeß erschien und war sich ihrer Wichtigkeit vollkommen bewußt. Ich habe es in meinem Leben mehr als einmal gesehen, mit welcher Bereitwilligkeit Frauen in einem bestimmten Alter vor Gericht und Behörden aussagen. Es liegt nahe, daß diese Bereitwilligkeit sie nur allzu leicht verführt, Dinge zu behaupten, die sie weder gesehen noch gehört, sondern lediglich empfunden haben. Phantasie und Wirklichkeit verwischen sich in ihrem Bericht und selbst dem erfahrensten Richter fällt es manchmal nicht leicht, im Bericht der Zeugin die Grenze zwischen Erlebtem und Empfundenem auseinanderzuhalten.

„Berichten Sie uns, Madame", wandte sich der Kommissar an die Stewardeß, „was Sie gestern sahen".

Nach einem raschen, wie es mir schien, scheuen Blick auf mich, begann die Frau:

„Ich wurde gestern nacht, kurz vor elf Uhr, in die Kabine von Miß Borgholm gerufen. Miß Borgholm leidet manchmal an heftigen Kopfschmerzen, ich muß dann stets bei ihr sein, um ihr kalte Umschläge zu machen. So auch gestern. Ich befand mich vielleicht eine Viertelstunde bei Miß Borgholm, als sie mich um etwas Eiswasser bat. Der vorgerückten Stunde wegen wollte ich nicht den Steward rufen und ging darum selbst in die Pantry, das Gewünschte zu holen.

Als ich an der Kabine fünf vorbeikam, hörte ich aus dem Innern erregte Stimmen. Ich war überrascht, denn ich erkannte in einer Stimme die von Herrn Lawrence ..."

„Warum überraschte Sie das", unterbrach die Stewardeß der Kommissar.

„Weil ich wußte, daß Herr Larwence und Herr Weindal erst kurz vorher einen heftigen Streit hatten. Ich war also überrascht, daß Herr Lawrence sich jetzt in der Kabine von Herrn Weindal befand."

„Und da blieben Sie stehen und horchten?"

Mrs. Wilson sah den Kommissar beleidigt an. Hoheitsvoll sagte sie: „Es ist nicht meine Gewohnheit, an Türen zu horchen."

„Schon gut, Madame, ich meinte nur, daß Sie hören konnten, was in der Kabine geredet wurde", sagte beschwichtigend der Kommissar.

Die Stewardeß, besänftigt, fuhr fort: „Da in der Kabine sehr laut gesprochen wurde, und da der schwere Samtvorhang an der Tür anscheinend nicht vorgezogen war, konnte ich einige Worte deutlich vernehmen. Es war Herr Weindal, der gerade sprach. Er sagte: „Einer von uns ist überflüssig;"

Ich wollte aufbrausen, aber der Kommissar kam mir zuvor. „Klangen die Worte drohend?"

„Unbedingt!"

Nun konnte ich nicht mehr zurückhalten. „Das ist einfach lächerlich! Die Worte, die die Stewardeß aus meinem Munde vernommen haben will, hat Herr Lawrence ausgesprochen!"

Ein empörter Blick der Frau traf mich.

„Sie haben es gerufen, das kann ich jederzeit beschwören!" rief sie kampfbereit.

Der Kommissar wandte sich an den Kapitän. „Hatte die Stimme von Herrn Lawrence eine gewisse Aehnlichkeit mit der von Herrn Weindal?"

Der Ire schüttelte den Kopf. „Herr Lawrence besaß eine tiefe und heisere Stimme. Ich halt es für ausgeschlossen, daß man die Stimmen der beiden Herren verwechseln konnte."

„Danke", sagte der Kommissar. Und zu mir gewandt: „Nun, Herr Weindal, geben Sie zu, die Worte: ‚Einer von uns ist überflüssig' gesagt zu haben?"

Ich wollte schon heftig protestieren, als mir plötzlich die Erinnerung durch den Kopf schoß. „Bitte fragen Sie doch einmal die Stewardeß, welche Worte dem von ihr erwähnten Ausruf folgten ..." bat ich.

Der Kommissar sah auf Mrs. Wilson.

Sie erklärte: Da es nicht meine Gewohnheit ist, an fremden Türen zu lauschen, sah ich, daß ich weiterkam. Als ich das zweitemal die Kabine passierte, war es still drinnen ..."

Schade, daß Mrs. Wilson nur den Ausruf: ‚Einer von uns ist überflüssig' gehört hat und nicht auch die Fortsetzung", sagte ich. „Der ganze Satz lautete nämlich folgendermaßen: ‚Einer von uns ist überflüssig — zumindest hier in diesem Raume!' .. Ich wollte damit Lawrence andeuten, daß seine Gegenwart in meiner Kabine unerwünscht sei."

Der Kommissar schien in Gedanken vertieft, plötzlich fragte er: „Ist dieser Satz bereits nach dem Schuß gefallen?

Ich atmete auf.

Der Umstand, daß die Stewardeß die Stimme von Lawrence in meiner Kabine Minuten nach dem Schuß vernommen hatte, bedeutete die Rettung für mich.

„Selbstverständlich war das später!" rief ich.

„Haben Sie den Schuß ebenfalls gehört?" wandte sich der Kommissar an die Frau.

Sie hatte nichts vernommen.

Auch konnte sie sich nicht an die genaue Zeit erinnern, wann sie in der Pantry gewesen sei.

Der Kommissar sandte sie jetzt zu Milica, die, wie ich vernahm, krank zu Bette lag, um zu fragen, ob Milica ihn nochmals empfangen könne.

Die Stewardeß kam bald zurück, und sie und der Kommissar verließen den Salon.

Nach wenigen Minuten erschienen sie wieder. An der Miene des Kommissars sah ich, daß er sich einen negativen Bescheid geholt haben mußte. Obschon Milicas Kabine von meiner recht entfernt lag — sie befand sich steuerbord — war es merkwürdig, daß weder sie noch die Stewardeß den Schuß gehört hatten.

Wußte Milica, wieviel für mich von der Beantwortung der Frage abhing?

Zu meinem Unglück war die Stewardeß, als sie das Eiswasser holte, niemandem von der Schiffsbesatzung begegnet. Es ließ sich also nicht der Beweis erbringen, daß Mrs. Wilson n a c h dem Schuß die Worte in meiner Kabine vernommen hatte. Meine einzige Hoffnung war jetzt, den Kugeleinschlag in meiner Kabine zu finden.

Mit den Polizisten begab ich mich deshalb dorthin. Die vier Männer begannen die Wände und die Einrichtungsgegenstände des Raumes systematisch abzusuchen. Es blieb ein Rätsel, wieso trotz gründlicher Suche, die verirrte Kugel nicht aufzufinden war.

Ich hatte mir da etwas Schönes eingebrockt. In Gedanken verwünschte ich die Schätze des Maharadschas. Auf diesen Juwelen mußte ein Fluch lasten. Dem Maharadscha wurden sie geraubt, Williams' und Lawrences Tod war zweifellos mit dem Schatze in irgendeinem Zusamenhange und auch mir brachten sie Unglück.

Die Polizisten hatten das Suchen bereits aufgegeben. Wahrscheinlich glaubten sie überhaupt nicht an die verirrte

Kugel. Ich wußte, was nun folgen würde: Die Aufforderung, in das wartende Polizeiboot zu steigen.

Da fragte der Kommissar wie beiläufig: „Herr Lawrence hat also die Pistole mitgenommen?"

„Ja, er nahm sie mit", erwiderte ich, denn ich dachte an das gefundene Taschentuch.

Es war die einzige Unwahrheit in meiner Aussage und gerade aus ihr wurde später versucht, mir einen Strick zu drehen.

Als ich den Boden von Syrien betrat, war ich ein Gefangener der Polizei.

16. Kapitel.

Es gibt angenehmere Orte, als eine Zelle des Gerichtsgefängnisses in Beirut. Kein Mensch kümmerte sich um mich. Bis auf den „Chef", den Aufseher, den ich einige Male am Tage zu Gesicht bekam. Er war einmal grob, einmal jovial, je nach seiner augenblicklichen Laune, die wieder von der Laune seiner Frau und der Menge des genossenen Rotweins abhängig war.

Gleich nach meiner Einlieferung in das Gerichtsgefängnis wurde ich dem Untersuchungsrichter vorgeführt. Er war ein Südfranzose, ohne den versöhnlichen Humor seiner Landsleute. Wie der „Chef" mir später verriet, war mein Untersuchungsrichter bis vor kurzem Staatsanwalt in Indochina gewesen, wo er sich ein Leberleiden geholt hatte. Er war ein Misanthrop.

Ich unterlasse, den Verlauf unserer ersten „Unterredung" zu schildern; sie unterschied sich von meiner Vernehmung auf der „Milica" und der folgenden auf der Polizeipräfektur nur wenig. Ich gebe zu, die Indizien waren gegen mich.

Ich blieb bei meiner ersten Aussage. Ein Haftbefehl wurde gegen mich erlassen.

Schon am nächsten Tage wurde ich erneut dem Untersuchungsrichter vorgeführt. Er empfing mich mit einer verdächtigen Freundlichkeit. Man hatte inzwischen die Obduktion der Leiche vorgenommen, der Befund ergab, daß Lawrence in der Tat mit der verschwundenen amerikanischen Armeepistole getötet worden war. Dies war, wie sich aus dem folgenden ergeben wird, ein neues außerordentlich belastendes Indizium gegen mich.

Der Untersuchungsrichter forderte mich auf, meine letzte Unterredung mit Lawrence noch einmal in aller Ausführlichkeit zu schildern. Mit einem stillen Seufzer leistete ich der Aufforderung Folge. Der Untersuchungsrichter unterbrach mich kein einziges Mal. Ich merkte, er war auf der Lauer.

Wir beobachteten uns gegenseitig. Heimlich, denn der Untersuchungsrichter sah scheinbar an mir vorbei, und mein Blick schweifte in dem engen, trotz der hereinflutenden Sonne und des geöffneten Fensters muffigen Raum umher. Doch in Wirklichkeit ließen wir uns nicht aus den Augen. Mit einer fast fieberhaften Spannung wartete ich auf den Augenblick, da mein Gegner in meine Rede einhaken würde.

Ich hatte geendet und schwieg. Auch die Schreibmaschine des Protokollführers war verstummt.

Da sagte der Untersuchungsrichter: „Sie haben bei sämtlichen Vernehmungen ausgesagt, daß Lawrence, als er Ihre Kabine verließ, die Pistole mitnahm. Das stimmt doch?"

Ich erschrak. Aber meine Stimme klang ruhig, als ich erwiderte: „Ja, das stimmt!"

Der Untersuchungsrichter nagte an seiner Unterlippe. Er tat dies häufig. „Haben Sie selbst Lawrence die Pistole zurückgegeben? fragte er.

Fortsetzung auf Seite 521.

Hinaus . . . hinaus . . .

Laßt uns nicht verkerkert trauern
hinter Fenstern, hinter Mauern,
wo uns Fleisch und Blut verbleicht,
Mark und Muskel schlafft, verweicht!

In die Freiheit, unter Sonnen!

Zu der Erde Lebensbronnen!

Aus der Enge, aus dem Weh,
her zum lust'gen, weiten See,
wo die Stürme zaumlos streben,
festlich weiße Wolken schweben,
lichtgeschwellt im schönen Blau,
aus der Fluten tiefem Grau
froh sich Wellenleiber heben;
Da ist Freude, da ist Leben!

Da ist Frische, da ist Kraft,
Leib und Seele zu erheben
Aus der Not der Häuserschaft!

Das Leben in der Sonne

„Strandbadsaison", — so heißt das große Wort des Sommers, Saison im Wasser, am Wasser — und ums Wasser herum. Zitternde Luft voll flirrender Hitze, Sonne, hauchfeiner Schimmer der Dämmerung, goldstrotzende Kugel am Mittag, purpurner Ball an geheimnisvollen Abenden. Kristallen funkelnder Sand, sprühend in silbernen Körnchen, und die ewige Melodie des lockenden Wassers.

Horizonte, die beinahe ohne Ende sind, blau in blau versinkend, weiße Segel über schaumgekrönten Wellen, Rauchfahnen ferner Dampfer. Traum von Weite und Meer — seliger Sommer. —

Aus staubigen Städten sind sie geflohen, sommertrunken oder modesüchtig, schwimmbegeistert oder promenadenlüstern, mit Liebessehnsucht oder Flirtgedanken, jazzbandwütig oder schwimmfreudig.

Die Sportsleute, die Wassersportler, sehnig, schlank, bronzebraun, traben in Dauerläufen strandauf, strandab. Ihre neuzeitlichen Kameraden, die Sportgirls, wippen zweimal mit den Zehenspitzen auf dem höchsten Sprungbrett, während die Zuschauer Herzklopfen kriegen. Ein Ruck geht durch den biegsamen Körper, ein Stoß und ein herrlicher Mädchenkörper fliegt, von Kraft geschnellt, im Salto mortale durch die brodelnde Sommerglut.

Der Herr Direktor, gestern noch unantastbare Würde in chickem Anzug, liegt bescheiden, den kleinen Bauch verlegen eingezogen am Silberstrand, Badegirls, eines immer fescher, hübscher, verlockender als das andere, schleudern mit beiden Armen einen Ball „abseits", gerade auf des Herrn kostbare Nase. Aber er schimpft nicht — er lacht. Der Herr steht auf, reitet auf einem Gummitier ins Wasser, quitscht und spritzt und fällt herunter und klettert rauf, Jugend, Leichtigkeit, Fröhlichkeit des Sommers wie der Sirenenchor der Badegirls um ihn.

Während man im Wasser Herz, Muskeln, Lungen kräftigt, um die Wette Wasserball spielt und Dauerschwimmen trainiert, bilden sich am Strand umfangreiche Gruppen umfangreicher Gesellschaften, die sich ihre im Winter mühsam angeschaffte Wärmeschicht abschwitzen — abbaden . . .

Wie die Kinder ihr Paradies im Bad finden, wo sie Burgen bauen können und Kanäle, wo sie Schiffe schwimmen lassen und planschen können, so werden auch wir alle wieder zu Kindern am sonnigen, herrlichen Strand. Der Badetaumel packt alle: der Herr, der abends ein breitschultriger, wattierter Gent ist, muß aus seinem Anzug und erscheint mit schmalen Schultern gar nicht siegesbewußt neben dem athletischen Schwimmer, — das kleine Mädchen aber, das überall auftaucht, übertrifft im Badeanzug alle Erwartungen, Männer starren sinnend in die flimmernde Leere . . . dabei ist das harmlose Mädchen nur glücklich darüber, daß sie jung ist, schön, und vom hellen Glanz durchleuchtet wird, wie so ein trunkener Sommersonnentag . . .

—0—

im versumpften Seegelände ist der einzige schweizerische Brutplatz der mövenähnlichen Fluß-Seeschwalbe. Zahlreich und lärmend kreisen die schlanken, grauweißen Vögel über ihrem kleinen Reich. Da vorn aber, im dünnen, noch vorjährig gelben Schilf, brütet ein Schwan auf einem Haufen zusammengetragener dürrer Schilfrohre, den sie und er als eine Insel ins seichte Wasser gebaut.

Ein andermal haben wir Gelegenheit, durch das Beobachtungsfernrohr auf einem grünen Landstreifen in noch überschwemmtem Gebiet fast 20 schwarzschwänzige Uferschnepfen sich mit ihren grotesk langen Schnäbeln putzen oder auf und ab spazieren zu sehen. Die scheuen Vögel verbringen den Sommer im hohen Norden, viele in Lappland. — „Der Moos-Stier ruft", sagen die Leute im April oder Mai; es ist der eigenartig dumpfe Ruf der Rohrdommel.

Zwei eigenartige Türme, die an römische Zeiten erinnern könnten, aber durchaus friedlichen Zwecken dienen, stehen hier am Fanel-Strand: zwei ornithologische Beobachtungstürme, von denen der eine der „Ala", der andere einem Neuenburger Verein für Vogelschutz gehört. Die wahren Nachfolger des einstigen Römerturmes, des mittelalterlichen Tour de Broye aber sind zwei kleine Sperrforts, die während der Grenzbesetzungszeit am Broyekanal bei La Sauge errichtet worden sind und heute verlassen und verwahrlost, aber immer noch intakt und tückisch am Wege stehen mit ihren drohenden Maschinengewehrschießscharten ... F. A. Volmar.

*

(„Fahrt ohne Ziel", Fortsetzung.)

„Ja."

„Hm, finden Sie das nicht recht widerspruchsvoll?! Lawrence war betrunken und hatte Sie mit der Pistole bedroht. Und Sie geben ihm die Waffe, die Sie ihm entwunden haben wieder zurück ..."

„Ich gebe zu, mir war nicht sehr wohl zu Mute. Aber ich mußte bei meiner einmal gemachten Aussage bleiben.

„Es ist nur ein scheinbarer Widerspruch", sagte ich. „Lawrence hatte sich während unserer Unterredung allmählich beruhigt. Auch kam ich zu der Ueberzeugung, daß er die Waffe nicht gezückt hatte, um mich einfach niederzuknallen, es war mehr ein symbolischer Akt. Lawrence wollte damit bedeuten, daß einer von uns freiwillig zu verschwinden hätte. Ich hatte also keine Bedenken, ihm die Pistole zurückzugeben ..."

Mir schien es, als ob der Untersuchungsrichter ironisch lächelte. „Es ist edel von Ihnen, daß Sie den Toten eines gegen Sie geplanten Mordanschlags freizumachen versuchen. Oder geschieht das nur, um nicht selbst in den Verdacht zu geraten, den erfolglosen Anschlag des Amerikaners Ihrerseits mit einem erfolgreicheren erwidert zu haben ....?"

„Wollen Sie mir dies einreden, Herr Untersuchungsrichter?" erwiderte ich ziemlich respektlos.

Nun wurde er böse.

„Sie sind ein verstockter Sünder, Weindal! Aber das mit der Pistole bricht Ihnen den Hals!"

Er drückte auf die Klingel.

Ein Justizbeamter in Uniform trat ein.

Der Zeuge Washington soll kommen!"

Eine Wilson kannte ich schon. Wer war aber Washington? Schon im nächsten Augenblick erhielt ich die Antwort.

Mit einem halb erschreckten, halb frechen Grinsen in seinem schwarzen, wie poliert glänzenden Gesicht betrat das Zimmer der Neger Kobra. Er trug seinen Sonntagsstaat. Einen hellgrauen, auf Taille gearbeiteten Sakkoanzug, blitzende Lackschuhe, ein giftgrünes Seidenhemd und eine knallrote Krawatte, in der eine haselnußgroße Glasperle steckte. Erst später entdeckte ich, daß die Perle eigentlich eine Taschenlampen-Glühbirne war; zweifellos verband sie eine unsichtbare Leitungsschnur mit einer Batterie in Kobras Tasche. Ich hatte heimlich gehofft, Kobra würde diesen Beleuchtungseffekt in seiner Krawatte während der Vernehmung spielen lassen. Leider kam ich nicht auf meine Kosten. Um aufrichtig zu sein, ich sollte bald andere Sorgen haben.

Das Erscheinen des schwarzen Dieners ließ mich zunächst unbewegt. Ich war überzeugt, er würde irgendeinen Tratsch zum besten geben.

Doch es kam anders.

Der Neger berichtete folgendes. Er befand sich unter den Leuten, die auf den Knall des Schusses zu meiner Kabine geeilt waren. Nachdem die Männer nach meinen beruhigenden Worten sich wieder zerstreut hatten, fand der Neger keine Ruhe. Etwas später schlich er sich erneut an meine Kabine. Er lauschte, doch in der Kabine blieb es still. Er beugte sich an das Schlüsselloch; er konnte nun einen Teil der schwach beleuchteten Kabine sehen. Vor allem den Schreibtisch, der sich direkt der Tür gegenüber befand. Auf der Schreibtischplatte erblickte er unter der brennenden Lampe — die Pistole von Lawrence. Daß die ihm wohlbekannte Waffe dort lag, war er bereit zu beschwören. Während er sich am Schlüsselloch befand, sah er mich im Schlafanzug das Licht ausknipsen ...

Die Aussage des Negers war außerordentlich schwerwiegend. Ich verstand auch, warum man sie mir zunächst verschwiegen hatte. Man wollte erst das Ergebnis der Obduktion abwarten. Stammte das Geschoß, das Lawrence getötet hatte, aus der verschwundenen Armeepistole, so galt ich als überführt.

Daß der Neger die Leiche in meiner Kabine nicht gesehen hatte, war ohne Bedeutung. Er konnte ja durch das Schlüsselloch nur einen Teil des Raumes überblicken, und den Fußboden vermochte er nur im Umkreise des Schreibtisches zu sehen. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß die Anklage behaupten würde, der tote Lawrence hätte sich zu dieser Zeit noch in meiner Kabine befunden, und ich hätte die Leiche erst später hinausgeschafft. Daß ich sie auf dem Korridor in unmittelbarer Nähe meiner Kabine liegen ließ, würde man mit dem Umstande erklären, daß Lawrence von einem großen Körpergewicht gewesen war, und ich außerdem fürchten mußte, mit meiner unheimlichen Last von jemand beobachtet zu werden.

Die Aussage des Negers zusammen mit der unerklärlichen Tatsache, daß eine Spur der verirrten Kugel in meiner Kabine nicht zu entdecken war, belasteten mich außerordentlich.

Dazu kam noch, daß ich mit Lawrence verfeindet gewesen war und ihn, nach der Aussage der Stewardeß, bedroht hatte. Selbst, wenn ich jetzt eingestanden hätte, daß die Pistole erst während ich schlief, aus meiner Kabine verschwunden war, hätte es mir wenig genützt.

Der Untersuchungsrichter hatte anscheinend erwartet, ich würde unter der belastenden Aussage des Negers zusammenbrechen und ein Geständnis ablegen.

Da dies unterblieb, entließ er mich wortlos. Für ihn war ich so gut wie überführt. Man würde noch aus meiner Heimat über mich Auskünfte einholen, und dann hatte der Staatsanwalt das Wort.

17. Kapitel.

Wochen waren seitdem vergangen, und kein Mensch, außer dem Gefängnisaufseher, kümmerte sich um mich. Ich hatte Zeit genug, über mein Schicksal nachzusinnen. Manchmal, ohne es zu wollen, wurde ich von einer tiefen Verzagtheit ergriffen. Meine Zukunft erschien mir in den dunkelsten Farben. Hatte das Leben noch einen Zweck?

Es war ein brütend heißer Tag. Ich lag auf meiner Pritsche und starrte zur weißgetünchten, verstaubten Decke hinauf, wo eine große häßliche Spinne auf Opfer lauerte.

Im Geiste erlebte ich erneut die aufregenden Geschehnisse der letzten Wochen. Ich brauchte gar nicht die Augen zu schließen, um mit einer unheimlichen Deutlichkeit die bunt wechselnden Bilder vor mir erstehen zu sehen. Mit jener elften Stunde des schicksalhaften 24. April hatte es begonnen.

Wohin hatte mich seitdem die Suche nach den geraubten Kostbarkeiten des Maharadscha geführt? Befanden sich unter den Schätzen zahlreiche, sagenhaft schöne Perlen? Perlen bedeuten Tränen. Wer vergoß sie für mich? Milica? Marianne?

Fortsetzung folgt.